

AMARTYA SEN

Der Lebensstandard

Aus dem Englischen
von Ilse Utz

Mit einem Nachwort
von Otto Kallscheuer

Rotbuch Verlag

Institut für Gesellschaftspolitik
an der Hochschule für Philosophie
- Bibliothek -
Kaulbachstr. 31 · 80539 München

Amartya Sen

DER LEBENSSTANDARD: VORLESUNG I, BEGRIFFE UND KRITIK*

Wohl kaum ein Begriff teilt sich so unmittelbar mit wie der des Lebensstandards. Im Alltagsdenken nimmt er einen recht großen Raum ein, und er gehört zu den wenigen ökonomischen Begriffen, die normalerweise nicht soviel Skepsis hervorrufen wie andere ökonomische Begriffe, etwa »perfekter Wettbewerb«, »allgemeines Gleichgewicht«, »Konsumentenrendite«, »soziale Kosten« oder der nahezu übernatürliche Begriff »M₃«. Zwar fragen sich die Menschen (noch) nicht gegenseitig: »Wie ist es derzeit um Ihren Lebensstandard bestellt?«, aber wir haben nicht den Eindruck, uns zu sehr mit fachlichen Detailfragen zu befassen, wenn wir über den Lebensstandard von Pensionären, Krankenschwestern, Bergleuten oder auch des Vorsitzenden der Kohlebehörde sprechen. Der Lebensstandard stellt Verbindungen her, und dies anscheinend ganz mühelos.

Und dennoch steckt dieser Begriff voller Gegensätze, Konflikte und Widersprüche. Unter dem Dach des allgemeinen Begriffs »Lebensstandard« stehen divergierende und konkurrierende Ansichten über Lebensqualität ungeordnet nebeneinander. Es gibt viele sehr unterschiedliche Auffassungen von Lebensqualität, und etliche sind von unmittelbarer Plausibilität. Man kann *gut gestellt* sein, ohne dass es einem *gut geht*. Es kann einem *gut geben*, ohne dass man in der Lage ist, das Leben zu führen, das man führen *wollte*. Man kann das Leben führen, das man führen *wollte*, ohne *glücklich* zu sein. Man kann *glücklich* sein, ohne viel *Freiheit* zu haben. Man kann viel *Freiheit* haben, ohne viel zu *leisten*. Diese Aufzählung ließe sich weiter fortsetzen.

Diversität gehört zum traditionellen Verständnis von Lebensstandard. Unsere Aufgabe besteht nicht darin, dieser Diversität auszuweichen, sondern uns eine klare Vorstellung von ihr zu verschaffen, indem wir untersuchen, welche Motivation dem Interesse an und dem Gebrauch des Begriffs Lebensstandard zugrunde liegt. Der Lebensstandard kann von uns »Profis« nicht völlig neu definiert werden, und wir dürfen nicht die ganze Komplexität des Begriffs opfern, um etwas gut Handhabbares und angenehm Einfaches zu bekommen. Der Begriff Lebensstandard ist mit zu vielen Assoziationen und Verwendungsweisen verbunden, als dass wir sie beliebig ummodellieren könnten. Wir haben natürlich – und das ist auch *notwendig* – Entscheidungsmöglichkeiten angesichts der Widersprüchlichkeit der verschiedenen Interpretationen des Begriffs. Doch wir müssen unsere Bewertungen und Entscheidungen an gegebenen Motivationen und Bedürfnissen ausrichten, während wir gleichzeitig für neue Erfordernisse offen sein und auf Probleme reagieren müssen, die aus dem traditionellen Rahmen herausfallen.

Kompetitive und konstitutive Pluralität

Ein Begriff wie Lebensstandard beinhaltet zwei unterschiedliche Formen der Diversität, und diese sollten klar voneinander abgegrenzt werden. Die eine Form ließe sich als »kompetitive Pluralität« bezeichnen. Das bedeutet, dass sich unterschiedliche Auffassungen als *Alternativen* gegenüberstehen. Wir können uns für eine der konkurrierenden Auffassungen, aber nicht für alle (eigentlich nur für eine) entscheiden. Die andere Form stellt in gewissem Sinne eine Diversität *innerhalb* einer Auffassung dar, die verschiedene Aspekte haben kann, welche einander ergänzen mögen, sich aber nicht durch einander ersetzen lassen. Dies ließe sich als »konstitutive Pluralität« bezeichnen.

Wenn der Lebensstandard einmal an *Lustgewinn* und einmal an *Wohlstand* festgemacht wird, dann ist dies ein Beispiel für »kompetitive Pluralität«. Natürlich ist Lustgewinn nicht unabhängig von Wohlstand, aber in ihrer reinen Form sind Lust und Wohlstand *alternative* Auffassungen, wenngleich es zwischen ihnen Assoziationen, Korrelationen und kausale Zusammenhänge gibt. Fasst man den Lebensstandard dagegen als Lustgewinn, dann verweist die Nicht-Kommensurabilität verschiedener *Formen* der Lust – die etwa von Plato, Aristoteles und John Stuart Mill erörtert werden – auf eine »konstitutive Pluralität« innerhalb dieser allgemeinen Auffassung.¹ Konstitutive Pluralität bedeutet, dass der Lebensstandard in erster Linie als ein Korb von vielfältigen Attributen gesehen wird, auch wenn dieser Korb in einem zweiten Schritt eine numerische Darstellung in Form eines Index erhält. Dagegen bezieht sich die kompetitive Pluralität auf eine Entscheidung für *alternative* Körbe (wobei jeder Korb nur ein Ding *oder* viele Dinge enthalten kann). Angesichts der unterschiedlichen Auffassungen vom Begriff Lebensstandard ist es notwendig, Fragen der kompetitiven Pluralität von denen der konstitutiven Pluralität zu unterscheiden.

In dieser ersten Vorlesung befasse ich mich hauptsächlich mit der *kompetitiven* Pluralität, insbesondere mit gewissen traditionellen Definitionen des Lebensstandards. Ich hoffe, am Ende der ersten Vorlesung einen alternativen Ansatz einigermaßen gut begründet zu haben. Während es bei diesen kritischen Erörterungen vorwiegend um der *kompetitiven* Pluralität innewohnende »Entscheidungs«-Probleme geht, werden auch häufig Fragen der *konstitutiven* Pluralität zur Sprache kommen, da einige der alternativen Ansätze pluralistische Konstruktionen des Begriffs Lebensstandard beinhalten. In der zweiten Vorlesung werde ich versuchen, einen alternativen Ansatz näher zu untersuchen, den ich an anderer Stelle als »Fähigkeiten-Ansatz« bezeichnet habe (Sen 1982; Sen 1984a: Essays 13, 14, 19; Sen 1985a). Untersuchung und Verwendung des Fähigkeiten-Ansatzes werden es er-

forderlich machen, die umfangreiche konstitutive Pluralität in den Griff zu bekommen, die mit der Auffassung verbunden ist, der Lebensstandard sei an der Fähigkeit zu messen, verschiedene persönliche Ziele zu erreichen – fähig zu sein, dieses zu tun oder jenes zu sein. Es werden auch empirische Beispiele gefragt sein, die demonstrieren, dass der Ansatz auf taugliche und plausible Weise auf praktische Probleme der Bewertung von Lebensstandards angewandt werden kann.

Werte und Standards

Bei jeder Bewertung stellen sich mindestens zwei grundlegende Fragen: 1. *Welchen* Dingen wird ein Wert beigemessen? 2. *Wie* wertvoll sind sie? Streng genommen stellt die erste Frage – welche Dinge? – einen elementaren Aspekt der zweiten – wie wertvoll? – dar. Die für wertvoll erachteten Dinge sind diejenigen, die im Zuge einer umfassenden Bewertung positiv bewertet werden.² Dies ist möglicherweise jedoch nicht der hilfreichste Weg, die »Welche«-Frage zu betrachten. Die unmittelbarere Bedeutung der Frage liegt in der direkten und intrinsischen Relevanz dieser Dinge bei der Bewertung des Lebensstandards, und diese Relevanz ist von Irrelevanz einerseits und von direkter oder abgeleiteter Relevanz andererseits zu unterscheiden.

Um den Unterschied zu verdeutlichen, gehen wir einmal davon aus, dass der Lebensstandard als Lustgewinn definiert wird. Dies würde bedeuten, dass verschiedene Formen der Lust die Dinge sind, die für wertvoll erachtet werden, und dass genau sie den Lebensstandard ausmachen. Demzufolge ist ein hohes Einkommen nicht ein Wert an sich; auch nicht Gesundheit oder die Existenz eines freundlichen Bankmanagers, der bereit ist, Geld zu verleihen. Diese Dinge mögen den Lebensstandard beeinflussen (und tun es in der Regel auch), doch dieser Einfluss muss durch

etwas wirksam werden, was für wertvoll erachtet wird – in diesem Fall eine Form von Lust. Auch auf die Gefahr der übermäßigen Vereinfachung hin lässt sich somit feststellen: Wenn die Steigerung einer Variablen den Lebensstandard erhöht und alles andere gleich bleibt, dann ist diese Variable eindeutig etwas, das bei der Bewertung des Lebensstandards für wertvoll erachtet wird.

Die Beantwortung der »Welche«-Frage bringt uns ein gutes Stück weiter. Man kann zum Beispiel sagen, dass, wenn der Lebensstil x mehr von allen geschätzten Dingen beinhaltet als der Lebensstil y , x einen höheren Lebensstandard bedeutet als y . Die für wertvoll erachteten Dinge lassen sich in eine »partielle Rangordnung« bringen, die unterschiedlich gekennzeichnet werden kann. Die einfachste Form ist vielleicht die folgende: Wenn x mehr von einigen geschätzten Dingen und nicht weniger als y beinhaltet, dann stellt x den höheren Lebensstandard dar. Ich bezeichne dies als »partielle Dominanz-Rangordnung«.

Die partielle Dominanz-Rangordnung ist den Ökonomen aus vielen Zusammenhängen bekannt. In der Wohlfahrtsökonomie dient sie dazu, *soziale* Vergleiche in Bezug auf individuelle Präferenzen oder individuellen Nutzen anzustellen, und in diesem Fall steht sie für das sogenannte Pareto-Prinzip: Wenn jemand im Zustand x mehr Nutzen hat als im Zustand y und niemand im Zustand x weniger Nutzen hat als im Zustand y , dann ist x sozial besser als y . Die Verwendung des Dominanz-Kriteriums wird häufig für unstrittig gehalten, und das wäre sie auch, wenn die Dinge, die bei sozialen Klassifizierungen als wertvoll ermittelt werden, genau mit dem individuellen Nutzen zusammenfielen – nicht mehr und nicht weniger. Diejenigen von uns, die die Unstreitigkeit des Pareto-Prinzips in Frage gestellt haben, haben die bei sozialen Klassifizierungen verwendeten Wertkriterien angezweifelt (sie haben darauf verwiesen, dass Merkmale, die sich *nicht* am Nutzen messen lassen, eine intrinsische und direkte Relevanz haben können) (Sen 1970, 1977b, 1979a, 1979b). Die Legitimität des »Dominanz«-Kriteriums selbst wurde damit aller-

dings nicht in Frage gestellt. Diese Kontroverse bezieht sich auf die Bewertung des »sozial« Angemessenen und nicht auf die Einschätzung des Lebensstandards einer Person oder einer Gruppe.

Die partielle Dominanz-Rangordnung bringt uns zwar ein gutes Stück weiter, doch es ist sehr unwahrscheinlich, dass sie ein adäquates Instrument für all die Vergleiche ist, die wir anstellen möchten. Wenn x mehr von dem einen Wert und y mehr von dem anderen beinhaltet, dann lassen sich x und y nicht in eine Bewertungsskala einordnen. Um dies zu tun, muss die Frage der relativen Bedeutung der verschiedenen für wertvoll erachteten Dinge geklärt werden. Wir benötigen folglich Vergleichsmaßstäbe, die uns über den relativen Stellenwert Auskunft geben, der den verschiedenen Dingen im Zuge der Bewertung gegeben wird. Das Dominanz-Kriterium bedarf der Ergänzung durch die Feststellung der relativen Bedeutung.

Nutzen, Werte und Bewertungsmethoden

Die utilitaristische Tradition hat ihre spezifische Art, die relative Bedeutung verschiedener Werte zu messen. In Anbetracht des Einflusses dieser Tradition auf die normative Wirtschaftswissenschaft (etwa durch die Arbeiten von Bentham, Mill, Jevons, Sidgwick, Edgeworth, Marshall und Pigou) ist es nicht überraschend, dass es oft als selbstverständlich gilt, dass in der Wirtschaftswissenschaft jedes Bewertungskonzept letztlich auf einem Nutzenbegriff zu basieren hat.³ Der Lebensstandard bildet hier keine Ausnahme.

Es gibt allerdings zwei verschiedene Möglichkeiten, den Lebensstandard vom Nutzen her zu definieren, und sie scheinen in der Literatur über Wohlfahrtsökonomie ein wenig durcheinandergebracht zu werden. Die eine basiert darauf, dass der Nutzen als ein Wert an sich gesehen wird. Wie A. C. Pigou es formulier-

te: »Die Wohlfahrtselemente sind Bewusstseinszustände und wohl auch deren Beziehung zueinander« (1950:10). Dieser Auffassung zufolge ist Nutzen in Form bestimmter mentaler Verfassungen das Wertvolle, und zwar das einzige intrinsisch Wertvolle. Eine zweite Auffassung betrachtet den Nutzen als ein Bewertungsverfahren, durch das *andere* als wertvoll erachtete Dinge, beispielsweise materielle Güter, bewertet werden. Pigou sagte an anderer Stelle: »Wenn wir eine einzelne Person betrachten, deren Vorlieben als feststehend angesehen werden können, sagen wir, dass ihre Dividende in Periode II größer ist als in Periode I, wenn die Dinge, die in Periode II hinzukommen, Dinge sind, die sie *mehr wünscht* als diejenigen, die in Periode I wegfallen« (1952:51). Paul Samuelson fasst den Ansatz knapper zusammen: »Das Realeinkommen einer Person ist für den Güterkorb II dann höher als für I, wenn II auf ihrer Indifferenz- oder Präferenzskala höher steht« (1950:21).

Falls die Indifferenzskalen auf dem Gesamtnutzen basieren, müssten die beiden Ansätze, so könnte man meinen, zu den gleichen Bewertungen führen, und die Bewertung von materiellen Gütern unter dem Aspekt des Nutzens müsste mit der Bewertung des Nutzens *an sich* zusammenfallen. Doch dem ist nicht so. Nehmen wir eine Person, die in Periode I und Periode II alle Güterkörbe unter dem Aspekt des Nutzens auf genau die gleiche Weise bewertet, aber in Periode I aus jedem Korb mehr Nutzen zieht als in Periode II. In diesem Fall ist es sehr wohl möglich, dass der Nutzwert von Korb II in jeder Periode höher ist als der von Korb I; dennoch ist der Nutzen, der in Periode I tatsächlich aus Korb I erzielt wurde, höher als der Nutzen, der in Periode II tatsächlich aus Korb II erzielt wurde. Der jeweilige Nutzen ließe sich in absteigender Ordnung also folgendermaßen darstellen, wenn $U_I(\cdot)$ und $U_{II}(\cdot)$ die Nutzenfunktionen in den beiden Perioden und x_I und x_{II} die jeweiligen Güterkörbe sind:

$U_I(x_{II})$
 $U_I(x_I)$
 $U_{II}(x_{II})$
 $U_{II}(x_I)$

Wenn der Nutzen zur Bewertung von Gütern herangezogen wird, dann muss x_{II} höher eingestuft werden als x_I . Ist Pigous Bedingung von »feststehenden Vorlieben« (in Form einer unveränderten »Indifferenz- oder Präferenzskala«) gegeben, muss der Lebensstandard (in Form des Realeinkommens) in der zweiten Periode höher bewertet werden als in der ersten. Wird dagegen der Lebensstandard in Form der wirtschaftlichen Wohlfahrt als Nutzen an sich definiert (»Bewusstseinszustände«, wie Pigou sagt), dann ist dieser in der ersten Periode eindeutig höher als in der zweiten, da $U_I(x_I) > U_{II}(x_{II})$. Die Bewertung von Güterkörben durch den Nutzenindex ist nicht dasselbe wie der Vergleich des Gesamtnutzens. Es ist ein Unterschied, ob der Nutzen der Wert an sich ist oder ob er lediglich dazu verwendet wird, andere für wertvoll erachtete Dinge einzuschätzen.

Bei der Bewertung des Nutzens für die Einschätzung des Lebensstandards ist zu beachten, dass er sowohl Wert und als auch Bewertungsmethode sein kann. Und dies ist besonders schwierig, da es zudem mindestens drei verschiedene Möglichkeiten gibt, den Nutzen zu definieren, nämlich als Lust, Wunscherfüllung oder Entscheidungsfreiheit. Daher sind letztlich sechs verschiedene Kästchen zu untersuchen.

Nutzen als Lust- und Glücksgewinn

Ich beginne mit der Auffassung, der Nutzen bestehe in Lustgewinn. Dieser Begriff wird in vielerlei Weise verwendet. Manchmal wird Lust eng definiert, so beispielsweise in der freudlosen Diagnose von John Selden: »Lust ist nichts anderes als die Abwesenheit von Schmerz«; oder in Dr. Samuel Johnsons Beschreibung eines angeblichen Dilemmas: »Die Ehe bringt viel Ungemach, aber die Ehelosigkeit bringt keine Lusterlebnisse.« Dem steht die Annahme mancher Utilitaristen gegenüber, alles, was *geschätzt* werde, müsse aus diesem Grund auch Lust verschaffen, und das Ausmaß der Lust reflektiere die Intensität der Wertschätzung.

Diese utilitaristische Auffassung mutet ein wenig unwahrscheinlich an, da Wertschätzung ein reflektiver Vorgang ist, der auf indirekte und komplexe Weise mit dem Ziel des Lustgewinns verbunden ist. Jeremy Benthams »Glückskalkül« basierte zweifellos auf einer sehr weit gefassten Definition. Nur in einem sehr weit gefassten Sinne kann Lust als eine Art »Glück« betrachtet werden (und die Grundlage für Benthams »größtmögliches Glücksprinzip« abgeben). Marshalls und Pigous Verwendung des Begriffs »Zufriedenheit« ist ebenfalls breit angelegt (Marshall 1949: Book 3; Pigou 1952: Kapitel 2).

Man kann durchaus die Meinung vertreten, es sei schlichtweg falsch, Zufriedenheit, Glück oder Lust als homogene Größen zu betrachten, und es gebe hier bestenfalls einen Vektor mit verschiedenen Komponenten, die sich auf verschiedene Arten von mentalen Verfassungen und auf verschiedene kausale Einflüsse beziehen.⁴ Gleichviel, ob diese verschiedenen Formen der Lust als kommensurabel betrachtet werden oder nicht, eine weit gefasste Definition ist nicht zu vermeiden, wenn der Lustgewinn-Ansatz ernsthaft den Anspruch erheben will, das grundlegende Kriterium für die Bewertung des Lebensstandards zu liefern. Die Frage ist: Hat dieser Ansatz auch bei einer weit gefassten Definition tatsächlich eine *starke* Aussagekraft?

Man kann ohne weiteres annehmen, dass Glückseligkeit etwas Wertvolles ist und dass Glück bei der Messung des Lebensstandards einen Wert (oder, falls Glück in pluraler Form gesehen wird, einen Komplex von Werten) darstellt. Die interessante Frage im Zusammenhang mit diesem Ansatz ist nicht die Legitimität der durchaus überzeugenden Auffassung, Glück sei etwas Wertvolles, sondern die *ausschließliche* Legitimität dieser Sichtweise. Nehmen wir einen sehr benachteiligten Menschen, der arm, ausgebeutet, überarbeitet und krank ist, durch soziale Konditionierung (etwa durch Religion, politische Propaganda oder kulturellen Druck) jedoch dazu gebracht wurde, sich mit seinem Schicksal zufrieden zu geben. Kann man wirklich annehmen, dass es ihm gut geht, weil er glücklich und zufrieden ist? Kann der Lebensstandard eines Menschen hoch sein, wenn das Leben, das dieser führt, voller Entbehrungen ist? Der Lebensstandard lässt sich nicht losgelöst von der Art des Lebens bestimmen, das ein Mensch führt. Als wertvoll erachtetes Gut kann Glück oder Lust (auch bei einer weit gefassten Definition) keinen ernsthaften Anspruch auf *ausschließliche* Relevanz erheben.

Damit wären wir bei der anderen Möglichkeit, den Begriff Nutzen zu gebrauchen – nicht als Wert, sondern als Bewertungsmethode. Dieser Gebrauch ist für die Interpretation des Nutzens als Lust- oder Glücksgewinn allerdings besonders ungeeignet. Einen Lustgewinn zu haben oder glücklich zu sein, ist weder ein Bewertungsvorgang noch eng mit irgendwelchen Bewertungsvorgängen verbunden. Die Feststellung: »Ich finde x noch immer erstrebenswert, aber ich habe es nicht, und ich habe gelernt, auch ohne x glücklich und zufrieden zu sein«, hat nichts Überraschendes. Es gibt zwar einen Zusammenhang zwischen Bewertungen und Glücksgefühlen, aber sie können nicht gleichgesetzt werden; auch kann nicht angenommen werden, dass sie so eng miteinander verbunden sind, dass das eine an die Stelle des anderen treten könnte.

Es ist natürlich möglich, in den Glücksbegriff mehr hineinzulegen, als es üblicherweise getan wird, und das Erreichen gewisser Ziele als Teil eines »wirklichen Glückseligkeits« zu betrachten. Wäre man ausschließlich auf den Glücksbegriff angewiesen und müsste jeder Bewertung allein das Glück zugrunde legen, dann wäre diese Erweiterung des Begriffs vernünftig. Und es ist keineswegs überraschend, dass diese Erweiterung besonders demjenigen Utilitaristen gefallen würde, der auf die Freiheit verzichtet hat, andere Begriffe zu verwenden. Aber das ist eine andere, sehr spezielle Frage.

Die ganze Fragestellung ist auch von allgemeinem intellektuellen Interesse, da die Breite und Fülle des griechischen Begriffs *eudaimonia* auf ähnlich weit gefasste Interpretationen von Glück oder Lust verweist.⁵ Doch in dem uns interessierenden Kontext ist es nicht sehr sinnvoll, in diese Richtung zu gehen, da sehr wohl andere Vorstellungen von Wert und Bewertung vertretbar sind, die nicht an Lust oder Glück gekoppelt sind. Es gibt noch viele andere Wege, die unsere Aufmerksamkeit verdienen. Noch haben wir keinen Ansatz ausgeschlossen.

Wünsche und äußere Lebensumstände

Was lässt sich über die Interpretation des Nutzens als Wunscherfüllung sagen? Pigou war zwar der Ansicht, der Nutzen basiere auf Zufriedenheit und nicht auf Wunscherfüllung, aber dennoch glaubte er, die Intensität eines Wunsches, die sich in der Nachfrage widerspiegelt, sei ein guter Maßstab für Zufriedenheit: »Man kann zu Recht annehmen, dass die meisten Güter ... mit der Intensität gewünscht werden, die in einem proportionalen Verhältnis zur erwarteten Zufriedenheit steht« (1952: 24).⁶ Dieser Zusammenhang spielte eine wichtige Rolle in Pigous Analyse des Lebensstandards und der wirtschaftlichen Wohlfahrt und

ermöglichte es ihm, sie als Zufriedenheit und Wunscherfüllung zu fassen; er ging davon aus, dass »die wirtschaftliche Wohlfahrt ... in den Formen der Zufriedenheit und Unzufriedenheit besteht, die sich in Geld messen lassen« (1952: 23).

Wird Zufriedenheit jedoch aus den bereits erwähnten Gründen (oder aus irgendeinem anderen Grund) als Bewertungsgrundlage verworfen, dann lässt sich auch Pigous Annahme von der *abgeleiteten* Bedeutung von Wünschen nicht halten. Doch es gibt eine lange Tradition, die der Wunscherfüllung als solcher (und nicht als etwas Abgeleitetem, das in Zusammenhang mit Zufriedenheit steht) einen großen Stellenwert gibt. Es ist auch zutreffend, dass das Wünschen als eine Aktivität einen bewertenden Aspekt hat, was unter anderen Frank Ramsey betont hat (Ramsey 1926). Kann man sagen, dass die Interpretation des Nutzens als Wunscherfüllung eine adäquate Bewertungsmethode darstellt (Hare 1981; Griffin 1982)? Diese Behauptung bedarf der näheren Untersuchung.

Zwischen Wertschätzung und Wunsch besteht ein komplexes Verhältnis.⁷ Ein Wunsch mag eng mit einer Wertschätzung verbunden sein, stellt für sich genommen jedoch keine Bewertung dar. Er ist eine plausible und häufige *Konsequenz* einer Wertschätzung, aber Wünschen und Wertschätzen sind nicht dasselbe. Es ist keineswegs widersprüchlich, wenn man sagt, dass man etwas nicht schätzt, obwohl man es sich wünscht; oder dass die Wertschätzung nicht so stark ist wie der Wunsch. Es wäre schon recht seltsam, wenn man die beiden gleichsetzt und beispielsweise sagen würde: »Ich muss x sehr schätzen, weil ich mir x sehr wünsche.« Falls es einen Zusammenhang zwischen Wünschen und Wertschätzen gibt, handelt es sich gewiss nicht um eine Identität.

Könnte man sagen, dass ein Wunsch einen Gegenstand *wertvoll macht*? Diese Auffassung mag auf den ersten Blick reizvoll sein, doch es ist schwer, den Zusammenhang zwischen Wünschen und Wertschätzen so zu sehen. Es ist verblüffender, wenn

jemand sagt »ich schätze x, weil ich es mir wünsche«, als wenn er sagt »ich wünsche mir x, weil ich es schätze«. Die Wertschätzung ist ein ausgezeichneter Grund, etwas zu wünschen, und so gesehen, ist das Wünschen eine natürliche Konsequenz der Wertschätzung. Es wäre schon seltsam, dieses Verhältnis umzukehren und die Wertschätzung als eine Konsequenz des Wunsches zu sehen. »Warum schätzt du x?«, fragt sie. Ich erwidere triumphierend: »Weil ich es mir *wünsche!*« So könnte man sich zwar gut den Ruf der Undurchschaubarkeit erwerben, aber es ist keine sonderlich effektive Art und Weise, die gestellte Frage zu beantworten. Es gibt selbstredend einige Tätigkeiten, bei denen das Wünschen und Begehren ein wichtiger Teil der Tätigkeit selbst ist (z. B. die Befriedigung der Neugier oder der Vollzug des Liebesakts), und in diesen Fällen muss dem Wunsch eine integrale Rolle bei der Wertschätzung zufallen. Doch Wünsche können kaum eine adäquate Basis für Wertschätzung abgeben.⁸

Wünsche spielen insofern eine strategische Rolle, als sie unser Wollen glaubwürdig machen und unseren Bestrebungen Nachdruck verleihen. Wie wichtig dieser Aspekt ist, zeigt sich deutlich bei *interpersonellen* Vergleichen. Ein armer Mensch kann im Vergleich zu einem reichen Menschen nicht nur weniger Geld für das Ausgeben, was er sich wünscht, sondern schon die mentale Intensität des Wunsches wird durch die Kontingenz der äußeren Lebensumstände beeinflusst. Der hoffnungslose und unterdrückte Mensch hat nicht den Mut, sich Dinge zu wünschen, die sich andere, von der Gesellschaft besser behandelte Menschen mit sorgloser Zuversicht wünschen. Wenn jemand sich nichts wünscht, was seine Mittel überschreitet, so spiegelt sich darin nicht unbedingt fehlende Wertschätzung, sondern nur fehlende Hoffnung und Angst vor der unvermeidbaren Enttäuschung wider. Die Unterprivilegierten arrangieren sich mit den sozialen Ungleichheiten, indem sie ihre Wünsche in Übereinstimmung mit ihren Möglichkeiten bringen. Den Wunsch als Maßstab zu nehmen, ist daher nicht sehr fair; so lässt sich weder die Intensi-

tät einer Wertschätzung noch das erfassen, was ein Mensch bei ernsthafter und angstfreier Überlegung schätzen würde.

Es ist leicht einzusehen, dass Wünsche in bestimmten Situationen einen evidentiellen Informationswert besitzen, da sie uns sagen, was ein Mensch schätzt oder nicht schätzt. Dies kann durchaus nützlich sein, da die Wünsche *anderer* wegen dieser Evidenz für uns einen Grund darstellen können, sie zu unterstützen. Aber zwischen diesem Sachverhalt und der Annahme, die Intensität eines Wunsches sage etwas über das Maß der Wertschätzung aus, liegt ein langer und mit vielen Bedenken gepflasterter Weg. Die Mängel zeigen sich besonders bei *interpersonellen* Vergleichen des Wohlergehens oder des Lebensstandards. Dabei ist das Entscheidende nicht, dass keine interpersonellen Vergleiche von Wünschen auf wissenschaftlicher Basis möglich seien (wie Lionel Robbins [1938] anscheinend angenommen hat), sondern dass Wünsche bei interpersonellen Vergleichen des Wohlergehens oder des Lebensstandards nicht sehr hilfreich sind. Das Problem ist *nicht* die Unmöglichkeit, sondern die Verzerrung.

Aus den bereits erwähnten Gründen stellt Wunscherfüllung – wenn überhaupt – einen sehr begrenzten Gegenstand der Wertschätzung dar. Bei der Bewertung des Wohlergehens oder des Lebensstandards eines Menschen mag das Glück direkte Relevanz besitzen, und es gilt verständlicherweise als ein Wert unter anderen. Doch bei Wünschen ist zu fragen, welchen Stellenwert sie haben: Wenn ein Mensch sich etwas wünscht, was er nicht entsprechend schätzt und auch bei weiterer Überlegung nicht schätzen würde, ist es wohl nicht sinnvoll, die Erfüllung dieses Wunsches in die Bewertung des Wohlergehens oder des Lebensstandards dieses Menschen aufzunehmen (siehe Sen 1974, Broome 1978, Majumdar 1980, Pattanaik 1980, Winston 1980, Hollis 1981, van der Veen 1981, Goodin 1982, Hirschman 1982, McPherson 1982, Akerlof 1983, Elster 1983 und Schelling 1984).

Ebenso klar ist, dass die Erfüllung der Wünsche eines Menschen ein Indikator für ein hohes Niveau des Wohlergehens

oder des Lebensstandards sein kann, aber nicht sein muss. Der geschlagene Sklave, der gebrochene Arbeitslose, der in Hoffnungslosigkeit lebende Arme, die unterdrückte Hausfrau – sie haben vielleicht den Mut, wenig zu wünschen, aber die Erfüllung dieser klein gehaltenen Wünsche ist nicht ein Zeichen für großen Erfolg und kann nicht in der gleichen Weise behandelt werden wie die Erfüllung selbstbewusst vorgetragener und anspruchsvoller Wünsche der Bessergestellten.

Wunscherfüllung kann folglich nicht der einzige Gegenstand der Wertschätzung sein (falls sie überhaupt einen Wert darstellt), und als Bewertungsmethode weist sie viele Mängel auf. Die Interpretation, die den Nutzen an der Wunscherfüllung festmacht, ist als Bewertungsmethode vielleicht besser geeignet als die Interpretation, die Lustgewinn als Maßstab nimmt (da das Wünschen in einem unmittelbarerem Zusammenhang mit Wertschätzung als mit Lustgewinn steht), aber auch sie ist keine wirklich geeignete Methode. Wünschen ist weder dasselbe wie Wertschätzen, noch verleiht es per se den Dingen einen Wert, noch ist es ein guter Indikator für das, was geschätzt wird (oder geschätzt werden sollte). Somit ist seine Rolle als Bewertungsmaßstab überaus kontingent und begrenzt.⁹

Entscheidungsfreiheit und Bewertung

Was ist zur dritten Interpretation des Nutzens zu sagen, die Entscheidungsfreiheit für das entscheidende Kriterium hält? Die schwächere Version dieses Ansatzes, die lediglich »ordinale« Vergleiche beinhaltet, besagt: Entscheidet sich jemand für x , wenn er auch y haben kann, dann hat x für ihn einen höheren Nutzen als y . Stärkere Versionen leiten »kardinale« Nutzenmaße von einer Entscheidungsfreiheit ab, bei der anspruchsvollere Verhaltensmuster im Spiel sind (vgl. bei einer Lotterie). Das

Entscheidungsverhalten ist selbstverständlich an sich interessant. Doch als Interpretationsmöglichkeit des Wohlergehens wird die der Entscheidungsfreiheit zugrunde liegende binäre Relation stark strapaziert.¹⁰ Sie verwechselt Entscheiden mit Nutznießen, und sie tut dies durch eine Art definitorischen Trick. Die Popularität dieser Auffassung in den Wirtschaftswissenschaften mag darauf zurückzuführen sein, dass man einerseits überaus großen Wert auf Beobachtbarkeit legt und andererseits der festen Überzeugung ist, Entscheidungen (insbesondere solche, die am Markt getroffen werden) seien der einzige Aspekt des Menschen, der sich beobachten ließe.

Eine Entscheidung ist offensichtlich etwas ganz anderes als Wertschätzung, und sofern sie in einem Zusammenhang mit Wertschätzung steht, muss sich dieser teilweise daraus ergeben, dass eine Entscheidung einen Wunsch *widerspiegelt*. Vieles von dem, was über die Interpretation des Nutzens als Wunscherfüllung gesagt wurde, gilt folglich auch in diesem Fall¹¹, mit der Einschränkung allerdings, dass der Maßstab der Wunscherfüllung bei *interpersonellen* Vergleichen, welche auf der *Intensität* von Wünschen basieren, den Unterprivilegierten nicht gerecht wird. Aus der Interpretation des Nutzens als Entscheidungsfreiheit ergibt sich unmittelbar keine praktische Methode für interpersonelle Vergleiche. Jeder Mensch trifft seine Entscheidungen, und interpersonelle Nutzenvergleiche lassen sich nicht aus den tatsächlichen beobachtbaren Entscheidungen verschiedener Individuen ableiten. Man kann diesen Ansatz auch auf imaginäre Entscheidungen ausdehnen, etwa in der Art: »Würden Sie lieber die Person i oder die Person j sein, wenn Sie die Wahl hätten?«; diesen Kunstgriff haben Vickrey, Harsanyi und andere benutzt, um zu irgendeiner Art von interpersonellen Vergleichen zu kommen (Vickrey 1945, Harsanyi 1955).¹² Doch die Relevanz derartiger kontrafaktischer Entscheidungen ist nicht klar, und die Antworten sind zum einen schwer zu interpretieren, zum anderen lässt sich auf ihnen kaum aufbauen. Die Interpretation

des Nutzens als Entscheidungsfreiheit ist generell problematisch, und sie wird vollends unbrauchbar, wenn sie versucht, interpersonelle Vergleiche zu skalieren.

Es gibt noch ein weiteres Problem bei der Interpretation von Entscheidungen. Die eigene Entscheidung muss von einer Motivation abhängen. Das Streben nach dem eigenen Wohlergehen ist zwar eine gute, aber natürlich nicht die einzig mögliche Motivation. Tut man etwas aus Nationalstolz, für den Fußballverein oder zum Vorteil der Großtante, kann die Auswirkung auf das eigene Wohlergehen sekundär und abgeleitet sein, da die Hauptantriebskraft für die Entscheidung von etwas anderem herrührt. Betrachtet man Entscheidungsfreiheit unter diesen Umständen als Ausdruck von Wohlergehen, übersieht man die motivationale Komplexität des Entscheidungsverhaltens.

Bis zu einem gewissen Grad stellt sich dieses Problem auch bei der Interpretation des Nutzens als Wunscherfüllung, denn man kann durchaus wünschen, etwas zu tun, nicht weil es für einen selbst besonders gut ist, sondern aus einem anderen Grund. Man kann selbstverständlich davon ausgehen, dass das eigene Wohlergehen negativ beeinflusst wird, wenn man nicht das erreicht, was man sich vorgenommen hat, oder wenn man nicht das bekommt, was man sich wünscht. Enttäuschung, Frustration und ein Gefühl des Versagens können durchaus das Wohlergehen eines Menschen beeinträchtigen, gleichgültig, welche Ziele er sich gesetzt hat. Doch es ist schwer zu glauben, dass die Intensität von Wünschen oder der Umfang von Entscheidungsmöglichkeiten das Wohlergehen eines Menschen angemessen zum Ausdruck bringen, da die grundlegende Motivation nicht die Vermeidung von Enttäuschung oder Frustration, sondern etwas wie nationaler Ruhm oder ein soziales oder politisches Ideal ist.

Wir müssen zu dem Schluss kommen, dass keine der Nutzen-Interpretationen (als Lustgewinn, Wunscherfüllung oder Entscheidungsfreiheit) viel dazu beiträgt, Wohlergehen oder Lebensstandard einzuschätzen, gleichviel, ob wir sie als Gegenstand der

Wertschätzung oder als Bewertungsmethode sehen. Sie stehen natürlich in einem gewissen Zusammenhang mit dem Wohlergehen und dem Lebensstandard, so dass die utilitaristische Interpretation des Lebensstandards eine oberflächliche Plausibilität besitzt. Glück ist zweifellos ein (wenn auch nicht der einzige) Wert, der bei der Einschätzung des Lebensstandards eine Rolle spielt, und Wünsche und Entscheidungen haben einen gewissen evidentiellen Informationswert in Bezug auf Wertschätzung (wenngleich sie mit Ambivalenzen und systematischen Verzerrungen verbunden sind). Nutzen und Lebensstandard stehen zwar in einem Zusammenhang, aber sie sind eher Cousins zweiten Grades als Geschwister.

Wohlstand, Güter, tatsächliche Möglichkeiten und Fähigkeiten

Da uns der Nutzenbegriff nicht sehr weit bringt, was durch den ihm innewohnenden »Subjektivismus« bedingt ist, sollten wir über objektivere Maßstäbe nachdenken. Eine Betrachtungsweise, die den Lebensstandard als Besitz von Waren und als Wohlstand definiert, scheint ernst zu nehmende Vorteile zu bieten. Dies ist denn auch die übliche Auffassung von »Realeinkommen«, das in einem engen Zusammenhang mit dem Lebensstandard zu stehen scheint. Auch Pigou meinte, bei der Bestimmung »eines nationalen realen Mindesteinkommens«, unter das Menschen nicht fallen sollten, »sollte dieses nicht als ein subjektives Mindestmaß an Zufriedenheit, sondern als ein objektives Mindestmaß an Bedingungen konzipiert werden«. Dann kennzeichnete er dieses Mindestmaß als den Besitz bestimmter Güter: »Das Mindestmaß umfasst eine genau definierte Quantität und Qualität der Wohnung, medizinischen Versorgung, Erziehung, Nahrung, Freizeit, sanitären Einrichtungen, Sicherheit des Arbeitsplatzes usw.«¹³

Pigou erörterte dann die Plausibilität der Förderung des Nutzens in Form der »wirtschaftlichen Wohlfahrt«, indem er einen »Mindeststandard« festlegte und fragte »durch welchen Mindeststandard er am wirksamsten gefördert wird«. So sollte der »objektive« Ansatz eines realen Mindesteinkommens letztlich auf der Verfolgung des eigenen Nutzens basieren. Doch Pigou verfolgte diesen Weg nicht weiter. Er gab den Verknüpfungsansatz aus dem ehrbaren und tröstlichen (wenn auch etwas verblüffenden) Grund auf, dass um ihn weiterzuverfolgen, »es nötig wäre, eine Menge detaillierter Informationen zu beschaffen und zu analysieren, von denen viele unter den derzeitigen Umständen den Wissenschaftlern nicht zugänglich sind« (1952: 76).

Wenn wir nach einer objektivistischen Vorgehensweise suchen, sind wir dann hier auf dem richtigen Weg? Die von Pigou formulierte Liste der Mindestanforderungen ist zweifellos unmittelbar einleuchtend; auch scheint es generell sinnvoll, die Verfügung über lebenswichtige Güter zum Verständnis des Lebensstandards heranzuziehen. Es lässt sich in der Tat ohne weiteres sagen, dass es plausibler ist, den niedrigen Lebensstandard eines Menschen dahingehend zu definieren, dass er nicht anständig wohnt, keine ausreichenden Nahrungsmittel oder keine medizinische Grundversorgung hat, als festzustellen, er sei schlicht unglücklich oder frustriert. Die Konzentration auf den Besitz lebenswichtiger Güter scheint in die richtige Richtung zu weisen.¹⁴

Die schwierigere Frage ist nicht, ob dies der richtige Weg ist, sondern ob es richtig ist, bei der Aufzählung der Güter stehen zu bleiben. Wohlstand in Form von Güterbesitz ist zweifellos für die Bewertung des Lebensstandards wichtig, aber lässt sich der Lebensstandard am besten als Wohlstand definieren? In dieser Vorlesung wurde an anderer Stelle zwischen »gut gestellt sein« und »gut gehen« unterschieden; man kann zwar sagen, dass »gut gehen« mit »gut gestellt sein« verbunden ist, doch sie sind nicht dasselbe und können erheblich voneinander abweichen.¹⁵

Diese Unterscheidung bedarf der Vertiefung. Nehmen wir zwei Personen A und B. Beide sind recht arm, aber B ist ärmer. A hat ein höheres Einkommen und kann sich vor allem mehr Nahrungsmittel leisten. Doch A hat einen höheren Stoffwechsel und eine Parasitenkrankheit, so dass er trotz seines größeren Nahrungsmittelverbrauchs stärker unterernährt und körperlich schwächer ist als B. Jetzt ist die Frage: Wer von den beiden hat einen höheren Lebensstandard? Ich glaube, dies ist keine Preisfrage (und wenn sie es ist, ist es leicht verdientes Geld). A mag reicher oder besser versorgt sein, aber man kann wirklich nicht sagen, dass er den höheren Lebensstandard hat, da er stärker unterernährt und körperlich schwächer ist. Der Lebensstandard lässt sich nicht auf Wohlstand reduzieren, obwohl er *unter anderem* durch ihn beeinflusst wird. Er muss direkt mit dem Leben zusammenhängen, das jemand führt, und nicht mit den Ressourcen, die jemand hat, um ein bestimmtes Leben zu führen. Die Aufgabe des Nutzenkriteriums und die Hinwendung zu einer objektivistischen Betrachtungsweise mögen richtig sein, aber diese darf nicht bei der Versorgung mit bestimmten Gütern stehen bleiben.

Wie gut oder schlecht genährt ein Mensch *in Relation zu* seiner Nahrungsaufnahme ist, wird durch verschiedene physiologische, medizinische, klimatische und soziale Faktoren beeinflusst. Um den gleichen Ernährungsgrad wie jemand anderes zu erreichen, braucht die eine Person mehr Nahrungsmittel, weil sie einen höheren Stoffwechsel (oder einen größeren Körperumfang) hat, oder weil sie schwanger ist (oder stillt), oder weil sie eine Krankheit hat, die die Absorption der Nahrung erschwert, oder weil sie in einem kälteren Klima lebt, oder weil sie schwer arbeiten muss, oder weil die Nahrungsmittel noch für andere Zwecke verwendet werden (Unterhaltung, Zeremonien oder Feste). Pigous Ansatz der Verfügung über Nahrungsmittel war eindeutig richtig, doch es geht eigentlich nicht so sehr um die Nahrungsmittel als solche, sondern um die Art des Lebens, das man mit Hilfe von Nahrungsmitteln und anderen Gütern führen kann,

beispielsweise, ob man gut genährt sein kann, ob man die Fähigkeit besitzt, Menschen zu bewirten usw.

Das Gleiche gilt für andere Güterarten und andere tatsächliche Möglichkeiten – beziehungsweise Lebensbedingungen –, die durch diese Güter gefördert werden. Marx verurteilte den »Warenfetischismus« (1887) zwar in einem anderen Kontext, aber dieser hat auch für den Begriff des Lebensstandards große Relevanz. Auf dem Markt zählen Güter, und unser Erfolg im materiellen Bereich wird häufig nach unserem Wohlstand beurteilt; gleichwohl sind Güter nicht mehr als Mittel für andere Zwecke. Was letztlich im Vordergrund stehen muss, ist das Leben, das wir führen: das, was wir tun oder nicht tun können, das, was wir sein oder nicht sein können. An anderer Stelle habe ich die unterschiedlichen Lebensbedingungen, die wir erreichen oder nicht erreichen können, unsere »tatsächlichen Möglichkeiten« und unser Vermögen, sie zu erreichen, unsere »Fähigkeiten« genannt (Sen 1984a: Einleitung und Kapitel 13–20). Das Entscheidende ist, dass der Lebensstandard tatsächlich eine Frage der tatsächlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten ist und sich nicht direkt an Wohlstand, Gütern oder Nutzen festmachen lässt.

Dieser Ansatz geht nicht nur auf Marx, sondern auch auf Adam Smith zurück. Trotz der häufig aufgestellten Behauptung, Adam Smith sei hauptsächlich an der »Wohlstandsmaximierung« interessiert gewesen, deutet vieles darauf hin, dass ihm sehr daran gelegen war, die Konzentration auf Güter (und Wohlstand) und den Fetischismus zu vermeiden, von dem Marx später sprach.¹⁶ Adam Smith ging weit über die Standardcharakterisierungen von Lebensbedingungen hinaus, richtete das Augenmerk auch auf solche tatsächlichen Möglichkeiten wie »sich ohne Scham in der Öffentlichkeit zeigen« und analysierte, wie die dafür notwendigen Güter – Kleider, Schuhe usw. – je nach sozialen Gebräuchen und kulturellen Normen variierten (Smith 1910: 351–53). Diese Gebräuche und Normen werden ihrerseits durch die in den jeweiligen Gesellschaften herrschenden ökonomischen

mischen Bedingungen beeinflusst. Bei der Analyse dieses Zusammenhangs grenzte Adam Smith seinen Ansatz nicht nur vom Warenfetischismus und von der Wohlstandsmaximierung ab, sondern zeigte auch den gesellschaftlichen Charakter des Zusammenhangs zwischen Gütern (und Wohlstand) einerseits und Fähigkeiten (und dem Erreichen bestimmter Lebensbedingungen) andererseits auf. Die Fähigkeit, sich ohne Scham in der Öffentlichkeit zu zeigen, stellt je nach der Gesellschaft, in der man lebt, unterschiedliche Anforderungen an Güter und Wohlstand.

Das Relative und das Absolute

Den Fähigkeiten-Ansatz werde ich in der zweiten Vorlesung vertiefen. Diese Vorlesung, in der hauptsächlich gewisse Herangehensweisen verworfen wurden, möchte ich mit einigen Bemerkungen über internationale Unterschiede bei der Bestimmung von Armut und über die Heranziehung von Mindestlebensstandards zur Feststellung von Armut beenden. Es gab lebhaftere Auseinandersetzungen über den relativen Charakter der Maßstäbe, mit denen Armut gemessen wird, sowie über die Notwendigkeit, die Grenze höher anzusetzen, wenn der allgemeine Wohlstand zunimmt. Manche haben versucht, dieser Variabilität eine einfache und direkte Form zu geben. Peter Townsend hat beispielsweise argumentiert: »Da es kein alternatives Kriterium gibt, wäre es das Beste, ein hinreichendes Auskommen an das durchschnittliche Steigen (oder Sinken) der Realeinkommen zu koppeln« (Townsend 1979a, 1979b; siehe auch Fiegehen, Lansley und Smith 1977, Beckerman und Clark 1982, Townsend 1985 und Sen 1985c). Andere haben in dieser Relativität eine Verwechslung von Armut und Ungleichheit gesehen und gesagt, dann sei Armut wohl kaum zu beseitigen. Wenn die Armutsgrenze im Verhältnis zum »durchschnittlichen« Einkommen de-

finiert wird, gibt es immer einige, die relativ arm sind.¹⁷ Wieder andere haben nach psychologischen Erklärungen für die Popularität der relativistischen Auffassung gesucht. Dr. Rhodes Boyson, Minister für soziale Sicherheit, sagte beispielsweise kürzlich im Parlament: »Diejenigen, die in den Vereinigten Staaten als arm gelten, verdienen fünfzigmal mehr als jemand mit einem Durchschnittseinkommen in Indien. Das ist ein Beispiel für relative Armut ... Je mehr die Menschen verdienen, desto mehr glauben sie anscheinend, dass es Armut gibt, und sie tun dies vermutlich, damit sie sich darüber freuen können, selbst nicht zu den Armen zu gehören.«¹⁸

Die Irreführung, die in dieser merkwürdigen Spekulation liegt, lässt sich im Wesentlichen beseitigen, wenn man den Lebensstandard als tatsächliche Möglichkeiten und Fähigkeiten definiert. Einige Fähigkeiten, wie gut genährt zu sein, erfordern unabhängig von dem durchschnittlichen Wohlstand der Gemeinschaft, in der man lebt, mehr oder weniger die gleichen Güter (wie Nahrungsmittel und medizinische Versorgung). Andere Fähigkeiten, wie diejenigen, auf die Adam Smith besonderes Augenmerk richtete, erfordern Güter, die je nach dem durchschnittlichen Wohlstand erheblich variieren. Um ein Leben ohne Scham zu führen, um fähig zu sein, Freunde zu besuchen und zu bewirten, um an dem teilhaben zu können, was in verschiedenen Bereichen geboten wird und worüber die anderen reden, bedarf es in einer Gesellschaft, die generell reicher ist und in der die meisten Menschen etwa über Autos, eine große Auswahl an Kleidung, Radios, Fernsehgeräte usw. verfügen, kostspieligerer Güter und Dienstleistungen. Somit erfordern einige (für einen »Mindest«-Lebensstandard relevante) Fähigkeiten in einer reicheren Gesellschaft mehr Realeinkommen und Wohlstand in Form von Güterbesitz als in ärmeren. Die gleichen absoluten Fähigkeiten können also relativ mehr Einkommen (und Güter) erfordern. Es ist folglich überhaupt nicht unverständlich, im Bereich der Einkommen eine »relativistische« Auffassung

zu vertreten, auch wenn Armut im Sinne der gleichen *absoluten* Grundfähigkeiten definiert wird. Rhodes Boysons weit hergeholte psychologische Erklärung ist völlig überflüssig.

Die Vergleiche ergeben natürlich noch andere Unterschiede. Manchmal kosten die gleichen Güter aufgrund der Wechselkurse in den reicheren Ländern relativ mehr als in den ärmeren, was gut von Dan Usher (1968) dargestellt worden ist. Auch die *Fähigkeiten*, die als ein »Minimum« gelten, können in dem Maße nach oben korrigiert werden, wie die Gesellschaft reicher wird und immer mehr Menschen Fähigkeiten erlangen, die in früheren Zeiten wenigen vorbehalten waren (Sen 1981: Kapitel 2,3; siehe auch Hobsbawm 1968 und Wedderburn 1974). Diese Unterschiede erklären zusätzlich die Notwendigkeit eines höheren Einkommens in den reicheren Ländern, um das zu vermeiden, was nach den »geltenden Maßstäben« als Armut betrachtet wird.

Es ist nicht schwer, die verschiedenen Elemente der Relativität der Armutsgrenze im Bereich der Einkommen (und der Güter) auszumachen, wenn der Begriff Lebensstandard eine adäquate Formulierung im Sinne von Fähigkeiten erfährt. Ein schwieriges, aber zentrales Problem bei der Untersuchung von Armut ist der Begriff Lebensstandard selbst.¹⁹

Pluralität und Bewertung

Zu Beginn dieser Vorlesung habe ich zwischen »kompetitiver Pluralität« und »konstitutiver Pluralität« unterschieden. Ein Großteil dieser Vorlesung hat sich mit einigen grundlegenden Fragen der *kompetitiven* Pluralität befasst, die sich im Zusammenhang mit dem Begriff Lebensstandard stellen. Bei dem Versuch, eine bestimmte Konzeption des Lebensstandards zu entwickeln, wurde eine kritische – und oftmals ablehnende – Position in Bezug auf die Relevanz und Angemessenheit konkurrierender

Konzeptionen eingenommen, die Wohlstand, Glück, Wunscherfüllung oder Entscheidungsfreiheit als Maßstab nehmen. Ich habe zwar begründet, warum ich diese anderen Auffassungen von Lebensstandard ablehne, jedoch auch versucht, sowohl ihre korrelativen als auch ihre kausalen Bezüge zum Lebensstandard deutlich zu machen.

Die Bedeutung von tatsächlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten für den Begriff Lebensstandard wird in der zweiten Vorlesung weiter untersucht und analysiert werden. Da es viele Arten von tatsächlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten gibt, ist die Frage der *konstitutiven* Pluralität in diesem Zusammenhang besonders wichtig und herausfordernd.²⁰ Obwohl der Fähigkeiten-Ansatz nicht zu einer bestimmten Bewertungstheorie führt (sondern stattdessen eine Klasse von Bewertungstheorien im Rahmen einer allgemeinen Motivationsstruktur umreißt), bedürfen die der Bewertung zugrunde liegenden Prinzipien einer genauen Untersuchung und Prüfung. Das ist eine der Aufgaben, mit der sich die zweite Vorlesung befassen wird.

Amartya Sen, Vorlesung I

- * Bei der Vorbereitung dieser Vorlesungen kamen mir meine Diskussionen mit Kenneth Arrow, Eva Colorni, Ronald Dworkin, John Hicks, John Muellbauer, John Rawls, T.M. Scanlon, Ian White und Bernard Williams zugute. Bei der Überarbeitung für die Veröffentlichung waren die Ausführungen der Diskussionsteilnehmer (Keith Hart und Bernard Williams), des Seminarleiters Geoffrey Hawthorn sowie die späteren Kommentare von Sudhir Anand und Martha Nussbaum sehr hilfreich.
- 1 Dies wird bei Sen (1980-1) erörtert. Siehe auch Gosling und Taylor (1982) sowie Nussbaum (1983-4).
 - 2 Hier müssen einige Dinge klargestellt werden. Erstens kann ein Ding oder ein Gegenstand in einem »schwachen« Sinn wertvoll sein, wenn es potentiell wertvoll ist und in manchen, doch möglicherweise nicht in allen Fällen geschätzt wird. Wird diese schwache Formulierung verwendet, müsste die (später diskutierte) Bedingung der »Dominanz« entsprechend abgewandelt werden. Zweitens kann ein Gegenstand, dem ein negativer Wert beigemessen wird, durch »Inversion« zu einem geschätzten Gegenstand werden, das heißt dadurch, dass er als ein »unwerter« Gegenstand betrachtet wird und nicht eine Zunahme, sondern eine Abnahme als Verbesserung gilt. Wenn es drittens einen Gegenstand gibt, der manchmal positiv und manchmal negativ bewertet wird, wird es tatsächlich schwierig, am »Dominanz«-Kriterium festzuhalten. Die Tragfähigkeit und Nützlichkeit der Unterscheidung zwischen für wertvoll erachteten Gegenständen und restlichen Bewertungen wäre ernsthaft in Frage gestellt, wenn es solche »gemischten« Gegenstände gäbe. Dieses Problem – und einige andere – werden bei Sen (1975) erörtert. Doch die meisten »gemischten« Fälle sind dies in einem *instrumentellen* Sinn (und werden nicht *intrinsisch* in manchen Fällen positiv und in anderen Fällen negativ bewertet). So lässt sich das Problem weitgehend dadurch vermeiden, dass man mehr in die Tiefe geht. Es fällt bei der Bewertung von »Wohlstand« wahrscheinlich mehr ins Gewicht als bei der Bewertung von »tatsächlichen Möglichkeiten« und »Fähigkeiten«.
 - 3 Zu einer überzeugenden Kritik dieser Position, die von einem der Hauptvertreter der Nutzentheorie kommt, siehe Hicks (1981). Sie findet sich zum einen in *Essays in World Economics* (Oxford: Clarendon Press 1959), zum anderen in einem Vortrag, der 1961 in Grenoble gehalten wurde.
 - 4 Siehe insbesondere Scitovsky (1976).
 - 5 Siehe Gosling und Taylor (1982) sowie Nussbaum (1985).
 - 6 Im Anschluss daran hat Pigou »eine sehr wichtige Ausnahme von dieser allgemeinen Regel« erörtert, die die *zukünftige* Zufriedenheit in Anbetracht

- der Tatsache betraf, dass »unsere teleskopische Fähigkeit unzulänglich ist« (1952: 25).
- 7 Ich habe diese und einige damit verbundene Fragen behandelt (Sen: 1985b).
 - 8 Ein etwas anderes Bild mag sich in Kontexten ergeben, in die Dritte involviert sind. Die Wünsche *anderer* können für uns ein guter Grund sein, ihrer Erfüllung einen Wert beizumessen. Dies kann der Fall sein, weil *wir Wert darauf legen*, dass sie das bekommen, worauf *sie Wert legen*, und ihre Wünsche können uns sagen, worauf sie Wert legen. (Diese *evidentielle* Rolle wird später zur Sprache kommen.) Es kann aber auch sein, dass wir möchten, dass sie glücklich sind, und wissen, dass Wunscherfüllung dem Glück förderlich ist (und Frustration Leiden verursacht). Ein wichtiger Unterschied zwischen den Erste-Person- und Dritte-Person-Fällen liegt in der Tatsache, dass wir eine gewisse Verantwortung für das haben, was *wir* wünschen (und was wir in Verbindung mit dem zu bringen haben, was *wir* schätzen), wohingegen wir eine solche direkte Verantwortung nicht für die Wünsche anderer haben.
 - 9 Weitere Ausführungen zu diesen Fragen finden sich bei Sen (1985b).
 - 10 Diese Frage wird bei Sen (1977a) erörtert. Es kann natürlich eine solche binäre Beziehung geben, wenn sich die Entscheidungsfunktion als »nicht-binär« herausstellt. Doch das tiefer liegende Problem betrifft die *Interpretation* der binären Beziehung, *auch wenn* die Entscheidungsfunktion einen binären Charakter hat.
 - 11 Siehe Broome (1978).
 - 12 Siehe auch Suppes (1966) und Arrow (1963: 114-15). Obwohl sich die Analysen von Suppes und Arrow dahingehend interpretieren lassen, dass Nutzen mit »Entscheidungsfreiheit« zusammenhängt, besteht keine Notwendigkeit, dies zu tun, denn die formale Analyse ist mit jeder Nutzeninterpretation vereinbar. Zudem lässt sich ein Großteil dieser Analyse auf Interpretationen des Wohlergehens ausdehnen, die nicht am Nutzen orientiert sind (einschließlich des hier zu untersuchenden »Fähigkeiten-Ansatzes«).
 - 13 Pigou (1952: 759). Cooter und Rappoport (1984) haben kürzlich darauf hingewiesen, dass die Arbeiten vieler traditioneller, dem Utilitarismus verpflichteter Wirtschaftswissenschaftler das »materielle Wohlergehen« in den Mittelpunkt stellen.
 - 14 Bei den Diskussionen über sozial weitverbreitete Deprivationen (z. B. Hungersnöte) kann die Konzentration auf das Fehlen berechtigter Ansprüche (insbesondere die mangelnde Fähigkeit großer Teile der Bevölkerung, sich ausreichend mit Nahrungsmitteln zu versorgen) einen guten analytischen Ausgangspunkt und einen Kontrast zu Analysen darstellen, die stärker an Gesamtgrößen und am Angebot orientiert sind (die beispielsweise von

Anmerkungen

einem Rückgang des gesamten Nahrungsmittelangebots ausgehen). Die Vorteile einer Sichtweise, die berechnete Ansprüche in den Mittelpunkt stellt, sind an anderer Stelle erörtert worden (siehe etwa Sen 1981 und Tilly 1983). Aber im Zusammenhang mit dem Lebensstandard als solchem ist dieser Ansatz ein recht grobes Instrument; seine Vorteile sind in einem anderen Kontext relevant, beispielsweise für das Verständnis der Ursachen von Hungersnöten.

- 15 Ein interessantes Beispiel für diese Abweichung könnte die wohlbekanntere Kontroverse über die Auswirkungen der frühen Industrialisierung auf den Lebensstandard der britischen Arbeiterklasse sein. Zwischen 1780 und 1820 fiel die Sterblichkeitsrate kontinuierlich, während die Messgrößen für den Wohlstand der britischen Arbeiterklasse nur wenig stiegen. Als hingegen zwischen 1820 und 1840 der Wohlstand ein wenig zuzunehmen schien, kam der Rückgang der Sterblichkeitsrate nicht nur zum Stillstand, sondern die Entwicklung kehrte sich sogar um. Eine kenntnisreiche Darstellung dieser Kontroverse (einschließlich der Gegenpositionen) findet sich bei Deane (1969: Kapitel 15). Zu den Hauptlinien der Kontroverse siehe auch Hobsbawm (1957), Hartwell (1961) und Hartwell und Hobsbawm (1963).
- 16 Zu zwei unterschiedlichen Auffassungen vom Ansatz der »Wohlstandsmaximierung« siehe Posner (1972) und Dworkin (1980).
- 17 Dies ist, streng genommen, nicht richtig. Auch wenn die Armutsgrenze im Verhältnis zum durchschnittlichen oder mittleren Einkommen definiert wird (beispielsweise 60% von diesem), ist es noch immer möglich, Armut zu beseitigen, obwohl dies von der Beseitigung einer bestimmten Art von Ungleichheit abhängig wäre. Definiert man die »Armen« allerdings als diejenigen, die etwa das untere Zehntel der Bevölkerung ausmachen, ist Armut ganz offensichtlich nicht zu beseitigen.
- 18 *Hansard*, 28. Juni 1984. Diese und andere Auffassungen über die Armut werden von Mack und Lansley (1985) kritisch betrachtet.
- 19 Wird bei Sen (1983a) erörtert.
- 20 Diese auf den *persönlichen* Lebensstandard bezogene konstitutive Pluralität bedarf der Ergänzung durch Probleme der konstitutiven Pluralität, die sich im Zusammenhang mit sozialen Gesamtgrößen ergeben, wenn das Schwergewicht auf dem Lebensstandard einer *Gesellschaft* liegt. Die letztere Frage wird bei Sen (1976a, 1976b) erörtert. Während die aus Gesamtgrößen resultierenden Probleme dort für die Bereiche Einkommen und Verfügung über Waren dargestellt werden, lassen sie sich für die Bereiche tatsächliche Möglichkeiten und Fähigkeiten entsprechend umformulieren.